

Nr. 200. Bromberg, den 18. November 1925.

Die Siegerin.

Roman von Hans Schulze-Soran.

(7. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Schon längst war der Riesengewinn des Abends wieder in alle Winde zerflogen, doch mit einer Art verbissenen Ingrimms spielte Paul weiter.

Ein Tausendmarkschein nach dem anderen wanderte aus seiner Brieftasche zu Herrn Sendlinger hinüber, dessen fleischige, ringbeladene Hände die braunen Banknoten zu einem wirren Knäuel zusammenschoben.

Wie eine Maschine mischte Paul die Karten und machte seine Sätze.

Der Schweiß stand ihm in dicken Tropfen auf der Stirn, mit glanzlosen Augen sah er auf das wechselnde Spiel, einzig erfüllt von dem Gedanken, daß er bis zum letzten Pfennig durchhalten müsse, um das Glück noch einmal auf seine Seite zu zwingen.

Zuweilen brachte er in einer trügerischen Wendung wohl auch wieder ein paar tausend Mark auf, dann aber ging die Bank von neuem weiter, unerschütterlich, unerbittlich, und holte sich ihr Geld zurück.

Und Stunde um Stunde verrann.

Draußen auf dem Lützowplatz klingelten bereits die ersten elektrischen Bahnen und vereinzelte Sonnenstrahlen stahlen sich hier und da durch die Spaltöffnungen der eisernen Rolljalousien.

Es mußte schon lange heller Tag sein, und noch immer rang der verzweifelte Mann um sein verlorenes Glück und taumelte wie ein Trunkener immer weiter dem Abgrunde zu.

Da stand der Holzhändler endlich schwerfällig auf.

„Die Bank paßt!“

Er hatte gegen zweihunderttausend Mark gewonnen, hundertsechzigtausend Mark in bar und vierzigtausend Mark in Visitenkarten, die sein Partner als Bons über Beträge von fünfhundert und tausend Mark ausgeschrieben hatte.

Auch Paul hatte sich erhoben und goß hastig ein Glas Pommery hinab, der neben ihm in einem Sektkühler schaukelte.

Die Besinnung, die ihm gegen Ende des Spiels gänzlich abhanden gekommen war, kehrte ihm jetzt langsam wieder zurück.

Er war vollständig ruiniert: er hatte sein gesamtes bares Geld und Betriebskapital eingebüßt und diesem unersetzlichen Verlust noch eine Ehrenschuld zugefügt, die nach den Gebräuchen des Klubs binnen vierundzwanzig Stunden beglichen werden mußte.

Vierzigtausend Mark!

Es war ja ganz unmöglich, bis zum Abend des anderen Tages eine solche Summe aufzutreiben.

Und damit war sein Schicksal besiegelt, war er für die Kreise des „Westklubs“ ein toter Mann geworden, wie so viele vor ihm schon, denen man einst freundschaftlich die Hand geschüttelt und nun auf der Friedrichstraße vorsichtig im großen Bogen aus dem Wege ging.

„Ich schreibe Ihnen wegen der Regulierung!“ sagte er endlich, sich mit gewaltsamem Ruck Herrn Sendlinger zuwendend, der noch immer bei der Abrechnung seines Gewinnes am Spieltisch saß.

Eine kurze höfliche Verbeugung, dann stand er in der Garderobe und ließ sich von dem verschlafenen Diener den Mantel reichen.

Als er auf den Lützowplatz hinaustrat, schlug es vom Turme der Zwölf-Apostelkirche halb acht.

Ein leiser Fieberschauer überrieselte den übernächtigen Mann trotz der lauen, milden Frühlingsluft.

Schon wollte er einen Taxameter heranrufen, da fiel ihm plötzlich ein, daß er augenblicklich ja nicht mehr viel besaß als die Kleider, die er auf dem Leibe trug. Sein letztes Zehnmarkstück, das er nach langem Suchen endlich in einer Westentasche entdeckt hatte, hatte er kurz zuvor dem Garderobendiener gegeben.

Es blieb ihm also notgedrungen nichts weiter übrig, als den Heimweg zu Fuß anzutreten —

Paul hatte sich über die Herkulesbrücke zur Friedrich-Wilhelmstraße gewandt, in der ein roter Sprengwagen einsam seine nassen Kreise zog.

Der wundervolle Frühlingstag lockte ihn zu einem kurzen Spaziergang durch den Tiergarten.

Die Morgensonne lag warm auf dem Asphaltdamm der Tiergartenstraße, auf den Reitwegen trabten und galoppierten schon die ersten Habitues, Offiziere und Herrenreiter, Stallknechte und Trainer.

Eine seidene Bluse schimmerte durch die leichte Umsäumung der schattigen Alleen, das helle Lachen einer Frauenstimme klang herüber; dazwischen zuweilen ein kurzes Pferdeschnauben oder das dumpfe Dröhnen der Hufe auf dem weichen Sandboden.

Es war, als sei die Welt weit, weit fern von dieser morgenstillen Einsamkeit, da man nichts ahnt von den Wellen des Häusermeeres, die die grüne Insel Berlins von allen Seiten mit Vampyrarmen umfassen, als wollten sie sie erdrücken, vernichten mit ihrem Staub und Rauch, ihrem ewigen fernen Tosen und Brausen.

Paul hatte sich auf einer versteckten Bank an der Rousseauinsel niedergelassen und schaute nachdenklich auf den zitternden Wasserspiegel hinaus.

Ein Vermögen war heute nacht unter seinen Fingern zerflattert; wie ein Wahnsinniger hatte er im Banne zügelloser Glücksphantasien die Tausende zum Fenster hinausgeworfen, in freventlichem Leichtsinn sich selbst der stärksten Waffe des Daseinskampfes beraubt.

Jedermann in seinem Bekanntenkreise wußte, wie er durch den Tod des Vaters materiell in die Enge getrieben worden war.

Nur mit Aufbietung aller seiner Gewandtheit, nur dadurch, daß er sein Barvermögen mit äußerster Vorsicht gehütet hatte, war es ihm bisher gelungen, sich trotz der Anfeindungen seiner zahlreichen Gegner auf seinem einzigen Erwerbsfelde, dem „Westklub“, zu behaupten, wo das Geld für den, der es zu nehmen wußte, auf den Tischen lag.

Wurde morgen der ganze Umfang seiner pekuniären Schwierigkeiten bekannt, ein Moment, das mit Sicherheit eintrat, wenn er seinen Spielverpflichtungen nicht nachzukommen vermochte, so war er mit einem Schlage aus seiner mühsam behaupteten Position herausgedrängt und auf das Niveau des gewerbsmäßigen Professionals, des nicht mehr gesellschaftsmäßigen Glücksritters herabgedrückt, dem die Türen der großen Klubwelt verschlossen sind.

Darum mußte er um jeden Preis über diese gefahrvolle Klippe hinweg, mußte er Sendlinger in der usancemäßigen Weise des Klubs befriedigen und selbst schon in nächster Zeit mit frischen Truppen zu neuem Kampfe auf dem Schlachtfelde des grünen Tisches erscheinen.

Und dazu konnte ihm nur einer helfen, dessen Riesenvermögen gegenüber auch eine Summe von vierzigtausend Mark nur ein Nichts bedeutete.

Harry Laudon!

Mit der ersten Rohrpost hatte ihm die Mutter einen Brief zugesagt, der die Antwort Lottes auf Laudons Werbung enthalten sollte, diese Antwort, die in seiner Auffassung nur mit dem Jawort der Schwester identisch sein konnte,

Das Jawort.

Das war der Talisman der ihm den Geldschrank des Multimillionärs öffnen mußte.

Mit diesem Jawort zugleich wollte er seine Bitte um Hilfe vortragen, und er zweifelte nicht, daß der zukünftige Schwager in der gehobenen Bräutigamsstimmung, ohne auch nur ein Wort darüber zu verlieren, durch einen Scheck auf die Deutsche Bank seine sämtlichen Verbindlichkeiten aus der Welt schaffen würde.

Mit einem erleichterten Aufatmen lehnte Paul sich weit zurück und begann in seinen sämtlichen Taschen noch einmal ein krampfhaftes Suchen nach einem größeren Geldstück.

Doch vergebens!

Die halbstündige Fußwanderung bis zum Askanischen Platz blieb ihm nicht erspart.

Als er daheim die Tür seines Arbeitszimmers öffnete, sah er auf der Schreibtischplatte schon von weitem ein Kuvert mit der Aufschrift einer wohlbekannten Hand.

Mit einer hastigen Bewegung riß er die dünne Hülle auf und faltete das feine Briefblatt auseinander.

Im nächsten Moment sanken ihm die Arme schlaff am Körper herab.

Sein Herzschlag setzte sekundenlang aus.

Mit einem einzigen entsetzten Blick umfaßte er die wenigen, flüchtig mit Bleistift geschriebenen Zeilen:

„Lotte hat Laudons Antrag als unannehmbar abgelehnt! Bin ganz verzweifelt! Besuche mich sobald wie möglich! Mutter.“

* * *

Wie lange Paul mit dem unseligen Briefe vor seinem Schreibtische gesessen, er wußte es nicht.

Er hatte sich das Rauchservice herangezogen und rauchte ununterbrochen, eine Zigarette immer an der anderen ansteckend, bis seine Gestalt in den feinen Dunstschleiern des beßarabischen Tabaks fast vollständig verschwand.

Doch wie er auch sein Hirn zermarterte, seine Gedanken führten ihn immer wieder zu demselben grausamen Schlußergebnis:

„Diese Antwort Lottes bedeutet für dich das Ende, damit ist dein Ruin ausgesprochen!“

Es war ja ganz unmöglich, Harry Laudon unter solchen Umständen auch noch um ein Darlehen, zumal in der Höhe vieler Tausende, anzugehen, ohne sich einer brüsken, höhnischen Abweisung auszusetzen.

Eine verzweiflungsvolle Wut gegen die Schwester ergriff ihn plötzlich, die ihn durch ihre törichte Verblendung der Vernichtung zutrieb

Mit einem jähen Ruck riß er seine Schreibmappe aus der Tischschublade und bemühte sich, einen Brief an Lotte aufzusetzen, in dem er ihr das Wahnsinnige ihrer Ablehnung vorzustellen suchte und sie um eine nochmalige Revision ihrer Weigerungsgründe bat.

Doch schon nach den ersten Zeilen gab er sein Beginnen wieder auf; die nervöse Überreiztheit seines Innern war viel zu groß, als daß er sich auch nur auf einen einfachen Brief zu konzentrieren vermocht hätte.

Da stand er endlich auf und ging nach seinem Schlafzimmer hinüber, in dem noch die Läden an den Fenstern geschlossen und die Vorhänge herabgelassen waren.

Jetzt erst dachte er daran, Hut und Mantel abzulegen, dann klingelte er nach der Portiersfrau, die die Aufwartung seines kleinen Heims versah, und befahl ihr, sofort ein Bad herzurichten.

Als er eine Stunde später nach gründlicher Toilette wieder in sein Arbeitszimmer trat, schien er sich in einen völlig anderen Menschen verwandelt zu haben.

Die geisterhafte Blässe seines Gesichts war unter der Wirkung einer eiskalten Dusche einem lebhaften, rosigen Farbenton gewichen; sein müder schleppender Gang war wieder sicher und elastisch geworden; er sah so frisch und gesund aus, als ob er einen zehnstündigen traumlosen Schlaf hinter sich hätte, und nur das nervöse Flackern der Gesichtsmuskulatur und ein feines Zittern der wohlgepflegten, fast weiblichen Hände gemahnte noch an die soeben erst überstandene gewaltige seelische Erschütterung.

Paul hatte Harry zugesagt, ihn gegen Mittag in seinem Bureau an der Jannowitzbrücke aufzusuchen und ihm persönlich die Antwort Lottes zu überbringen.

Alles kam jetzt darauf an, die Ablehnung der Schwester in eine möglichst milde Form zu kleiden und dem Verschmähten in eindringlicher Weise begreiflich zu machen, daß mit dieser ersten Schlappe keineswegs alles verloren, vielmehr von einer wohlwollenden Haltung der übrigen Familienmitglieder noch durchaus auf eine im beiderseitigen Interesse liegende günstige Lösung des Konfliktes zu hoffen sei.

Gelang es ihm, Harry Laudon von der Notwendigkeit einer solchen wohlwollenden Haltung zu überzeugen, so war der zweite Schritt, sich dies Wohlwollen durch die beabsichtigte Anleihe finanziell nutzbar zu machen, um vieles erleichtert.

Je länger Paul über seinen Feldzugsplan nachdachte, um so mehr schien sich ihm seine Lage zu klären, wuchsen ihm Lebensmut und Selbstvertrauen.

Er bestätigte der Mutter in ein paar Zeilen den Empfang ihres Briefes und versprach ihr, ihrer Bitte um einen Besuch spätestens am anderen Morgen zu genügen.

Dann steckte er seine letzten baren Gelder in Gestalt zweier Hundertmarkscheine zu sich, die seine Wirtschaftskasse für die laufenden Ausgaben des täglichen Lebens noch enthielt und machte sich auf den Weg zu Harry Laudon. —

Das Büro der Firma Laudon lag in der Holzmarktstraße, unweit ihrer Einmündung in die Alexanderstraße, in einem niedrigen, verräucherten Fachbauwerk, hinter dem sich die mächtigen Stapelplätze der Kohlenlager bis zu dem aufgemauerten Ufer der Spree hinabzogen.

Herr Laudon senior hatte auf Eleganz seiner Geschäftsräume niemals Wert gelegt, das Stammhaus der Firma unterschied sich in seinem äußeren Gewande in nichts von den häßlichen Fabrikbaracken der Nachbarschaft mit ihren schreienden Reklameplakaten und dürftigen Fetzen kranken, jungen Grüns an den schmutzigen fensterlosen Brandmauern, wie sie sich zwischen turmgekrönten Brückenbauten und himmelanstrebenden Essen in ununterbrochener Folge stromauf- und stromabwärts an den schwärzlichen Gewässern der Spree entlangziehen.

Trotz der strahlenden Frühlingssonne lag es wie ein dicker, giftiger Brodem über dem qualmbeladenen Häusermeer, aus dem der Lärm der Arbeit von Tausenden und Abertausenden in einem einzigen, dumpfen Tosen emporbrandete.

Dazwischen klingelten die Wagen der Straßenbahn, rasselten die überfüllten Omnibusse und Lastfuhrwerke.

In dunklen Strömen flutete es unablässig über die schmalen Bürgersteige der engen, winkligen Straßen, die sich wie das gigantische Steingehäuse eines vielgliedrigen Ungeheuers in seltsamen Windungen ineinander und durcheinander schlingen. — —

Paul Hausmann war bis zur Jerusalemer Kirche mit der elektrischen Bahn gefahren und dann zur Jannowitzbrücke zu Fuß gegangen.

Er war fast betäubt von dem Fluten und Brausen des arbeitsfrohen Berliner Ostens, in den sich der vornehme Nichtstuer seit langen Jahren zum ersten Male wieder verirrt hatte.

Mit vieler Mühe fand er zwischen den grauen Kolossen der Zinshäuser in dem Wirrwarr der dunklen Höfe endlich den Lagerplatz des Laudonschen Geschäfts heraus und ließ sich von einem Kohlenarbeiter nach dem Kontor der Firma führen.

Er schickte Harry seine Karte hinein und wurde nun durch einen niedrigen, muffigen Saalraum, in dem ein Viertelhundert Schreiber an ihren Pulten saßen, sogleich nach dem Arbeitszimmer des Chefs geführt.

Hier kam ihm Harry schon auf der Schwelle entgegen, er sah blaß und übernächtigt aus, ein Ausdruck fieberhafter Spannung lag auf seinen harten Zügen.

„Nun Paul?“ fragte er, dem Freunde die Hand reichend.

Paul Hausmann hatte die tuchbeschlagene Polstertüre vorsichtig hinter sich zugezogen und war ein paar Schritte weiter in den kleinen Kontorraum hineingetreten, in dem des hellen Mittags ungeachtet eine Gasflamme brannte.

„Es tut mir aufrichtig leid, Harry“, sagte er unsicher, „daß ich dir nicht die Antwort bringen kann, die du erwartest! Meine Mutter hat mir heute morgen durch einen Rohrpostbrief mitgeteilt, daß meine Schwester deinen Antrag ablehnt!“

Harry Laudon hatte sich dem Fenster zugewandt, durch dessen schmutzige Scheiben ein riesiger Kohlenberg düster hereinschaute, und trommelte nervös gegen das trübe Glas.

Er war sichtlich bestrebt, die ungeheure Erregung über den Affront dieses Korbes in sich niederzukämpfen; mit beiden Fäusten stützte er sich schwer auf das staubige Fensterbrett, um das heftige Schwanken seines ganzen Körpers zu verdecken, doch das stürmisch wallende Blut ließ sich nicht so schnell wieder zur Ruhe zwingen.

Als er sich Paul endlich wieder zukehrte, war sein Gesicht noch immer leichenblaß, und die Adern der Stirn lagen wie bläuliche Stricke auf der weißen Haut.

„Das ist ja eine unerwartete Botschaft!“ sagte er mit verzerrtem Lächeln. „Und wie hat dein Fräulein Schwester ihren Refus motiviert?“

Paul zuckte mit den Achseln.

„Ich habe Lotte persönlich noch nicht gesprochen! Sie war gestern den ganzen Nachmittag und Abend aus! Meine Mutter hat mich vorläufig nur kurz von der Tatsache verständigt!"

„So! Und du hast am heutigen Vormittag noch nicht die Zeit gefunden, dich etwas näher über die Angelegenheit zu orientieren?" brach Harry aus.

Seine Stimme überschlug sich; jetzt endlich hatte er einen Ableiter für seine sinnlose Wut gefunden, die ihm fast den Atem abnahm.

„Ich danke für deine Vermittelung, Paul, wenn du die Dinge, die für mich von vitalster Bedeutung sind, derartig auf die leichte Achsel nimmst. Wahrscheinlich hast du wieder die Nacht um die Ohren geschlagen, hast du in deiner bekannten Weise gejeut und gelumpt, anstatt mir und meinen Interessen ein paar kurze Stunden zu schenken."

„Harry, was erlaubst du dir. Ich verbitte mir diesen maßlosen Ton!"

„Du hast dir gar nichts zu verbitten!" fuhr der Rasende keuchend fort. „Ich danke für deine Freundschaft, für dich und deine ganze Sippe — —"

Die Worte erstickten ihm im Halse, auch der letzte Rest der äußerlichen Kulturtünche sank von dem brutalen Geldmenschen.

Mit einem heiseren Auflachen warf er sich in seinen Schreibtischstuhl und schleuderte das schwere, bronzene Tintenfaß so wuchtig auf den Fußboden, daß der Glasbehälter in tausend Scherben zersplitterte.

Zwei Minuten darauf stand Paul wieder auf der Straße.

Der Auftritt mit Harry hatte sich mit einer solchen Schnelligkeit abgespielt, daß ihm erst allmählich die ganze Bedeutung der rohen Szene zum Bewußtsein kam.

All seine Berechnungen waren damit jäh über den Haufen geworfen und er selbst von der Höhe seiner optimistischen Zukunftshoffnungen auf einmal wieder in den Abgrund bitterster Not herabgestürzt worden.

Was sollte nun werden, was sollte nun werden?

In planloser Hast lief er ein paarmal vor dem Jandonschen Geschäftshause hinauf und hinab und irrte dann, unbekümmert, wohin ihn sein Weg eigentlich führte, in das Gewirr der Straßen und Gassen am Schlesischen Bahnhof hinaus.

Sein verstörtes, bleiches Gesicht in Verbindung mit seiner eleganten, fast gigerlhaften Kleidung, erregten in dem grauen Arbeiterviertel allmählich Aufsehen.

Zuweilen fiel hinter ihm ein rohes Witzwort in gemeinem Berliner Jargon, ein kalkbespritzter Maurer rempelte ihn rücksichtslos an.

Doch er achtete all dessen nicht, immer wieder bog er in die Seitengasse ein, kehrte zurück und wählte einen anderen Weg, und nirgends erlahmte sein rastloser Herzschlag.

Um sechs Uhr strandete er endlich in einem Gasthaus an der oberen Spree.

Er war zum Umsinken müde, auch quälte ihn plötzlich ein intensives Hungergefühl; jetzt erst fiel es ihm ein, daß er seit dem frühen Morgen keinen Bissen mehr gegessen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Das letzte Geschenk.

Skizze von Paulrichard Hensel.

Seitdem die Oktoberwinde unseren Spaziergängen im Park des Sanatoriums ein Ende bereitet hatten, saßen wir oft in der gemütlichen Diele zusammen oder der eine ging zum andern in das Zimmer und die Zeit verging mit Plaudern, Brettspielen und Lesen. Man besann sich aus seinen eigenen Gedanken wieder auf die Gemeinschaft mit den anderen, und das etwas bange Gefühl des Abgeschlossenseins, wenn Nebel vor den Fenstern hingen und der Regen an die Scheiben tropfte, löste sich in dem Verlangen, sich mitzuteilen und verstanden zu werden, auf. Einer der Patienten, wir waren unserer zwölf, lag im Sterben. Oder vielmehr schien ihm diese Wohltat nicht vergönnt, denn er litt, ohne daß ihm eine Hoffnung auf Gesundung blieb, litt und lebte —

Wie oft an manchem Abend hatte sich Schwester Erika zu unserem kleinen Kreis gesetzt, vier Männern verschiedenen Alters und verschiedener Denkungsart und doch Freunde. Nie, glaube ich, hat eine Frau so viel Achtung gefunden wie diese, die immer bereit war zu helfen, immer das Wort fand, das allein das rechte war. Man beachtete es kaum, ob ihr Haar blond war oder braun, so wenig war sie uns Weib; wenn wir sie „Schwester" riefen, lag mehr darin als die Bezeichnung eines Berufes.

Wir hatten von dem unglücklichen Hausgenossen gesprochen, und einer warf die Frage auf, ob es nicht zu verteidigen wäre, wenn unheilbare Kranke durch einen ärztlichen Eingriff von ihren Leiden erlöst würden. Ihr Leben sei zwecklos, quäle sie und andere; warum da nicht die Tat einer Befreiung, die den Arzt mehr zum Helfer würdigt als seine Anwendung aller der Mittel, die nur einem Aufflackern und Aufpeitschen dienen, ohne heilen zu können. Die Ansichten darüber hatten uns in Feuer gebracht und jeder dachte wohl heimlich an die Möglichkeit, auch einmal hilflos werden zu können, verloren, ein unbrauchbares Ding in der Welt. Würde man ruhig durch die dunkle Tür eintreten oder würde man, sich selbst täuschend, immer wieder nach einer Möglichkeit greifen, die noch ein paar Tage, ein paar Wochen schenkt? Niemand wollte eine Auskunft darauf geben.

Da sagte Schwester Erika, die zwischen uns saß:

„Ich habe noch nie davon gehört, daß es Tatsache wurde, was Sie verteidigen wollen: daß man dem Sterbenden das Sterben leicht macht. Aber ich habe oft gehört und auch gefühlt, denn vielen gelingt in solcher Lage nicht mehr die Erfüllung eines Wunsches, daß gerade die, die keine Hoffnung mehr haben als die die Hoffnung, bald erlöst zu werden, plötzlich den Wunsch fassen, irgendeinem Menschen Gutes zu tun. Was sie selbst nicht mehr erleben können, soll einem anderen möglich werden, wenn es auch ihr eigenes Leiden vermehrt. Sie sind verschwiegen, meine Freunde, nicht wahr? Ich darf Ihnen die Geschichte eines Mädchens erzählen —

Es war hier in diesem Hause, als eines Morgens der Chefarzt von der Patientin, die vollkommen im Klaren über ihr Leiden war, kurz und bündig gefragt wurde: „Lieber Herr Doktor, ich will nichts mehr von Ihnen als die ehrliche Beantwortung einer Frage: Darf ich noch Hoffnung haben oder nicht? Täuschen Sie mich nicht!"

Der Arzt hatte sie ernst angesehen und war hinausgegangen. Draußen sagte er der Schwester: „Ich kann es ihr nicht sagen, Schwester, tun Sie es schonend." Und die Schwester war ehrlich.

Diese Patientin hatte einen Freund, einen Geliebten — die Welt hat so viele Bezeichnungen dafür — einen Menschen, der mit ihrem Leben fest verbunden war. Niemandem war es entgangen, welche belebende Wirkung es auf das Mädchen ausübte, kam ein Brief von ihm und wie traurig sie wurde, blieb sie paar Tage ohne Nachricht. Wenn man mit ihr sprach, fühlte man, jetzt denkt sie noch an dies und das, und nun sind ihre Gedanken plötzlich bei dem Freund. Ihre Liebe war so stark, daß sie mit ihren Gedanken die Trennung überbrückte und den Entfernten immer vor sich sah, oder bei ihm war, mit ihm lebte.

Nach jener ernsten Frage an den Arzt sprach sie lange mit niemand. Das Bewußtsein, zu sterben, erschütterte sie nicht. Aber etwas anderes muß sie Tag und Nacht gequält haben. Am dritten Tage schrieb sie einen Brief; ich habe ihn gelesen und weiß noch Wort für Wort —

„Liebster," schrieb sie, „Du weißt nicht, mit welcher Innigkeit ich Dir noch einmal, zum letzten Male, schreibe. Ich habe in den letzten Tagen viel nachgedacht — bald werde ich vom Denken ausruhen können — und so groß in mir der Wunsch nach Ruhe ist, zittere ich vor etwas, das ich stets vor Augen sehe: Deine Trauer, die Dich lähmt, Dich müde für neue Werke macht, Dir das Tor für ein neues Leben ohne mich verschließt — Du, mit dem Gedanken kann ich nicht schlafen gehen. Du sollst mir nicht böse sein und mußt nur denken, daß ich Dir helfen will, mich zu vergessen, wenn ich Dir das jetzt sage: Ich habe Dich nicht allein geliebt; ich war so lange ohne Dich — — Nenne es Täuschung oder Untreue — aber nun wird es Dir leichter sein, nicht wahr? Wäre ich gesund geworden, hättest Du es nie erfahren."

Sie sind über diesen Brief erstaunt, meine Freunde. Es war die erste Lüge dieses Mädchens. Die Liebe, die für sie das Lebenselement war, opferte sie, um dem Leben eines anderen freie Bahn zu geben, als sie ihr eigenes für sinnlos erkannte. Treu war sie, glaube ich, wie keine zweite.

Der Brief fand Glauben. So groß war die Enttäuschung des Mannes, daß er nie mehr mit einem Wort nach der Kranken fragte. Aber heute hat sein Name einen großen Klang. —

Eine Lücke nur hatte die gut erdachte Kette. Der Arzt hatte sich getäuscht. Das Mädchen genas."

— — — — — — — —

Verwundert schauten wir aus unserem Zuhören auf. Fast griffen unsere Stimmen ineinander:

„Wie, sie konnte leben? Sie zerbrach nicht an ihrem eigenen Werk? Und der Mann konnte sehen, daß sie verbittert, enttäuscht, vielleicht menschenscheu und mit gestorbenem Empfinden ins Leben zurückkehrte? Ist das denn möglich?"

Schwester Erika strich langsam mit der Hand über ihr Kleid und sah uns mit einem Lächeln an, das der Urquell aller Güte schien:

„Es ist möglich, meine Frennde. Schauen Sie mich an; ich bin es ja selbst, von der ich erzähle. —"

Die Meteoriten.

Groteske von Egid Filek.

(Nachdruck verboten.)

Das Thermometer zeigte seit einer Woche Tag und Nacht über 30 Grad Celsius. Das Asphaltpflaster stank zum Himmel, beim Eingang ins Familienbad wurden täglich drei bis vier Besucher totgedrückt, in den Schulen schliefen Lehrer und Schüler um die Wette.

Und das Thermometer stieg und stieg.

Der Professor der Astronomie Sophus Azimutus hatte auf der Sternwarte, in einem Kübel voll Eiswasser sitzend, mit dem neuen Riesenrefraktor die Ursache der Hitze entdeckt. Eine Meteoritenschwarm war in die Sonne gefallen und veranlaßte eine Temperaturerhöhung des Zentralkörpers. Die Ansicht des Professors fand Beifall und Widerspruch. Sein Kollege Carus Abzissus nannte ihn in der Uraniazeitschrift einen Ignoranten und behauptete, eine Schwankung der Erdachse sei die Ursache der Hitze, und die Erde gehe einer neuen Wärmeperiode entgegen wie etwa zur Steinkohlenzeit.

Das Thermometer aber stieg ruhig weiter und erreichte nach einigen Tagen den 40. Grad.

Die Menschen schlichen umher — blaß, hohläugig, angstvoll, wie Schafe vor dem Gewitter.

Das Familienbad verödete, denn in dem heißen Wasser schwammen krepierte Karpfen, mit dem Bauch nach oben, wie die Jordanfische im Toten Meer. In einer Schule erkrankten sämtliche Lehrer und Schüler an Hitzschlag. Daraufhin wurden „auf Grund der bestehenden Vorschriften an der dortigen Anstalt ausnahmsweise bis auf weiteres die sogenannten Hitzeferien“ bewilligt. Aber nicht einmal diese Maßregel milderte die Hitze.

Vor dem Wetterhäuschen stauten sich täglich die Volksmassen und verfolgten mit fieberhafter Spannung den blauen Stift des Registrierthermometers. Die Wetterprognose lautete:

„Sinkende Temperatur. Gewitterregen.“

Und richtig stieg das Thermometer auf 45 Grad im Schatten.

An der medizinischen Fakultät wiesen die Fachgelehrten mit zwingender Beweiskraft nach, daß der „homo europaeus“ eine solche Temperatur höchstens drei Tage aushalten könne. Aber nach einer Woche erlebte der größte Teil der Menschheit 48 Grad Celsius. Man stand einfach vor einem Rätsel.

Die Frauen liefen in Kostümen herum, die nur als paradiesisch zu bezeichnen waren.

Zuerst legten die jungen hübschen Frauen derlei Kostüme an, dann die jungen und häßlichen, endlich die übrigen. Aber mit der Zeit gewöhnte man sich so sehr daran, daß kein Mann mehr Notiz von den jungen und hübschen Frauen nahm.

Alle Betriebe im ganzen Land standen still. In den Fabriken stockte die Arbeit, auf der Universität die Kollegs, im Abgeordnetenhaus die Debatte, im Gerichtssaal die Verhandlung, auf dem Exerzierplatz der Parademarsch. Verbrecher liefen frei auf der Straße herum, weil kein Richter imstande war, eine Verhandlung zu führen, ein Urteil zu fällen, — niemand war eines klaren Gedankens fähig.

Jetzt erreichte das Thermometer, obwohl es schon September war, 50 Grad Celsius im tiefsten Schatten.

Und endlich sank in ganz Europa die Zivilisation der Menschheit.

Die Städte verödeten, die Einwohner zogen sich in die tiefsten Höhlen des Hochgebirges zurück. Dort lebten sie auf der Kulturstufe der jüngeren Steinzeit. Denn niemand hatte den Mut, die sichere kühle Höhle für längere Zeit zu verlassen. Man nährte sich von Kräutern und Beerenfrüchten, züchtete Pilze und kleine Haustiere und fertigte sich Geräte aus Feuerstein an, weil man zur Bearbeitung der Metalle das verhaßte Feuer hätte benützen müssen. Und im Laufe der Zeit fand man diesen Kulturzustand sehr angenehm. Keine Steuern, keine Gefängnisse, kein Unterricht, kein Militär, kein Privateigentum.

Nur die Meteorologen waren auf ihrem Posten geblieben und gaben Mitte September die offizielle Prognose aus:

„In den nächsten Wochen beständig steigende Wärme. Trockenheit und Windstille anhaltend.“

Und wirklich sank Tags darauf das Thermometer um zehn Grad und es begann zu regnen — und täglich wurde es kühler.

Alles atmete auf. Die Menschen krochen aus ihren Höhlen und wurden von Tag zu Tag zivilisierter. Und bald gab es wieder Politik, Steuern, Moden, Justizwesen, Staatspapiere, soziale Fragen und ähnliche schöne Sachen.

Eine ungeheure Menge von Prozessen wurden angestrengt. Denn mit der sinkenden Temperatur stieg das moralische Gefühl der Menschheit. Aber die Regierung war so klug, eine allgemeine Amnestie für alle Hitzeverbrechen zu gewähren. Nicht aus übelangebrachter Milde, sondern einfach deshalb, weil die Zahl der Beamten, Geschworenen, öffentlichen Ankläger und Verteidiger gar nicht entfernt für diesen Rattenkönig von Prozessen ausgereicht hätte.

Am meisten befriedigt von der Wendung der Dinge war der Professor der Astronomie Sophus Azimutus, weil seine Ansicht von dem Meteoritenfall nun doch die beste Erklärung der Hitzeperiode schien.

Er kehrte in seine Kleider und in sein Observatorium zurück und dachte:

„Menschheit, du kannst wahrlich auf deine Kulturhöhe stolz sein. Die lächerliche Kleinigkeit von 25 Grad Celsius Temperaturdifferenz stürzt dich auf das Kulturniveau der Höhlenbewohner.“

Bunte Chronik

*** Reklame-Tricks an der Elfenbeinküste.** Die moderne Reklame baut sich auf dem Studium der Massenpsychologie auf, und es ist daher sehr erklärlich, daß die Formen der Werbetechnik umso verschiedener sein müssen, je andersartiger die Menschen sind, an die sie sich wendet. Unsere Reklamekünstler würden der Aufgabe, den afrikanischen Neger zum Kaufen zu veranlassen, recht hilflos gegenüberstehen. Aber auch dort gibt es Reklame, und der Eingeborene ist sogar ein sehr dankbares Objekt dafür. Von einigen solchen lustigen Tricks, die man anwendet, um den Neger in den Laden zu bringen, erzählt ein westafrikanischer Händler von der Elfenbeinküste: Ein Magnet, der niemals seine Wirkung auf den Eingeborenen verfehlt, ist der, seine Neugierde zu erwecken. Das ist unter Umständen ebenso leicht wie schwierig. Eine Zeitlang guckten immer wieder neugierige Gesichter in meinen Laden, und die Besucherzahl stieg so, daß ich am Ende des Monats die doppelten Einnahmen hatte. Ich zerbrach mir den Kopf, woher das käme. Dann plötzlich hörte das gute Geschäft mit einem Schlage auf; der Anlaß zur Neugierde war fort. Ich kam schließlich dahinter, daß es mein Bart gewesen war, den ich bis auf die Brust herab hatte wachsen lassen. Als ich ihn abschnitt, war auch mein Reklametrick weg. Dankbarkeit ist eine hervorstechende Eigenschaft der Neger, und wenn sie glauben, daß ihnen der Händler etwas Gutes getan hat, können sie sich im Kaufen gar nicht genug tun. Ein benachbarter Kaufmann bemerkte einst, daß man ihm sein Lager geradezu ausräumte, und immer neue Kunden kamen zu dem „großen weißen Massa“, den sie ihren „Retter“ nannten. Die Ursache dafür war, daß er einen Alligator geschossen hatte, der sich bereits verschiedene Kinder des Dorfes zur Frühstücksmahlzeit ausersehen hatte. Künstlerische Reklame hat in Afrika nicht immer den gewünschten Erfolg. Ich erinnere mich, daß ich einmal einen größeren Posten Kaninchenkonserven durchaus nicht los werden konnte. Auf die Büchsen war ein Kaninchen gemalt, und alle Eingeborenen weigerten sich, solche Büchsen zu kaufen, indem sie vor dem Bilde offensichtliches Entsetzen zeigten. Ich bekam heraus, daß sie das nicht sehr gut gemalte Kaninchen für eine Katze hielten. Die Katze aber ist bei ihnen Tabu, und nichts darf berührt werden, was mit ihr in Verbindung steht.

*

*** Mohammed am Telephon.** Der Fernsprecher gewinnt unter den Kaufleuten des Orients mehr und mehr Verbreitung. Trotzdem machen sich manche von ihnen Vorstellungen von dem sagenreichen Apparat, die mitunter recht merkwürdig sind. Hat sich da zum Beispiel vor kurzem ein Kaufmann aus einer arabischen Stadt, der auf den rechtgläubigen Namen Mohammed hört, an das Telephonnetz anschließen lassen. Der erste, der mit ihm sprach, war ein Kaufmann aus einer benachbarten Stadt. Aber was geschieht? Der neue Fernsprechteilnehmer versteht nicht ein Wort, da er nur die Sprache des Propheten beherrscht. Immerhin erkennt er, daß es aus dem Hörer Griechisch hervortönt. Wütend hängt er daraufhin an, eilt zum Fernsprechamt und trägt dem diensthabenden Beamten seine Beschwerde mit den Worten vor: „Sie haben mir da ein Telephon geliefert, das nur Griechisch spricht; ich brauche aber eins, das der arabischen Sprache mächtig ist!“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.